Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 28 (1946)
Heft: 6

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 8. Februar 1946 | Erscheint jeden Freitag | 28. Jahrgang Nr. 6

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine und des Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienstes

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIIIb 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Zu wenig Sauerstoff –

El. St. Affären, Skandale, Interpellationen, Verdächtigungen, begründete und unbegründete Anprangerungen sind jetzt in der Schweiz an der Tagesordnung. Es ist als ob seit der Aufhebung der Pressezensur und der Wiederherstellung der Redefreiheit verstopft gewesene Röhren alles hergeben müßten, was sich in sechs Jahren der Kompression an Unzufriedenheit, Schmutz und Unrat angesammelt hat: Es fließt in Strömen. Das Schweizervolk, das sich in Sachen Korruption bisher an die Brust geschlagen hat wie jener Zöllner: „Ich danke dir Gott" — hat erfahren müssen, daß auch es aus nur Menschen besteht, und es unter ihnen leider auch solche gibt, die der Versuchung nicht Stand halten. Die Vorkommnisse im Kommissariat für Internierung sind die beschämendsten für das Land, weil sie bei einer militärischen Instanz im Zusammenhang mit der Fürsorge für Ausländer geschahen. Aber auch all die kriegswirtschaftlichen Skandale zeigen wie tief Gewissenlosigkeit, Gewinnsucht, Unredlichkeit in die Mentalität der verschiedensten Kreise eingedrungen sind. (Gewinnsucht, warum? Weil immer wieder über die finanziellen Möglichkeiten hinaus gelebt und ausgegeben wird, und das dadurch entstehende Manko irgendwie „gstreckt" werden muß!)

Die neueste Erregung brachte uns die Bekanntgabe des unglaublichen Dokumentes der 200, eine Eingabe, die von einigen längst bekannten Nazifreunden, wie z. B. Dr. Rektor Ammann und andern, raffiniert abgefaßt worden ist, und dem gegen 200 andere Schweizer, die einen sicher wissend, was sie tun, andere vielleicht unvorsichtig und in guten Treuen ihre Unterschrift gegeben haben. Immerhin wird man gut tun, in der Beurteilung dieser 200 Männer zu differenzieren, denn es hat sicher solche dabei, die trotz dieser verantwortungslosen Unterschrift senkrechte Schweizer sind, und mit ihrem Vorgehen höchstens bewiesen haben, daß die politische Reife nicht ohne weiteres Geistesgut jedes Schweizermannes ist, und daß es in jenen Jahren überall Schweizer (und Schweizerinnen gegeben hat), die einfach Angst hatten vor der Macht der Nazi und sich benommen haben — nicht nur mit Unterschriften, Gott bewahre — wie Angsthasen und regelrechte „Hösi".

Daß eine solche Aktion schärfste Ablehnung verdient, versteht sich von selbst. Aber es ist auch hier so: Die Absicht eines Verbrechens ist noch nicht strafbar — und deshalb ist es unverantwortlich, daß eine auf Sensationen, Skandalen, Affären und Vertrauens-Diffamierung angewiesene Presse und Parteipolitik diese betrüblichen und beschämenden Vorkommnisse dazu benützt, um damit auch unseren Behörden, Ordnungsinstanzen und einzelnen Persönlichkeiten den Strick zu drehen. Das ist um so ungerechtfertigter, als der Bundesrat z. B. im Fall der 200 überhaupt nicht reagiert hat, und der zweifelhaften Aktion der raffinierten Drahtzieher und mitlaufenden „Stürmi" absolut keine Folge gegeben hat.

Und das ist es, gegen das wir nun aufstehen sollen. Wie dicker Stickstoff liegt diese Tendenz der Verdächtigungen, des In-den-Schmutz-ziehens und der Absprechung jeglicher ehrenhaften (wenn auch manchmal dummen und unvorsichtigen) Gesinnung über unserem ganzen politischen und öffentlichen Leben. Es wird künstlich und mit Absicht und oft gegen besseres Wissen, ständig stinkender Rauch und Nebel über das Volksbewußtsein produziert und jede frische Luftzufuhr des Vertrauens und der Anständigkeit unterbunden, damit im Trüben gefischt und wahlpolitische Manöver ausgeführt werden können.

Wenn in unserm Land die Nachkriegszeit etwas Gutes und Aufbauendes bringen soll, muß so rasch als möglich die Luft geputzt, die wirklich Schuldigen überall bestraft und all den Miesmachern das Handwerk gelegt werden, was am besten dadurch geschieht, daß in weitesten Kreisen nun endlich wieder das Positive zu Ehren gezogen und das Negative etwas kritischer beurteilt wird: Vertrauen statt Mißtrauen. Da haben auch die Frauen eine große Aufgabe.

Rede- und Pressefreiheit sind ein kostbares Gut der Demokratie. Sie werden gegenwärtig bei uns ausgiebig benützt, so ausgiebig, daß man an den alten, urchigen Bernerspruch denken muß, „daß man sein beschißnes Zeug nicht öffentlich waschen solle", d. h. so, daß man in diesem Fall die „Wösch" nicht zum Trocknen an die Grenzzäune hängen sollte, zur Schadenfreude der Nachbarn. Auch die Anständigkeit ist eine demokratische Tugend, und in weiten Volkskreisen ist man im Begriff das zu vergessen, und sie dem Sensationshunger zu opfern.

Ein Markstein am Wege

E. B. Um es vorweg zu nehmen: Der Zürcher Kantonsrat hat nach vielstündiger Besprechung, die zwei Sitzungen beanspruchte, am 5. Februar mit 118 gegen 31 Stimmen beschlossen, auf die Detailberatung der Vorlage über das Frauenstimmrecht einzutreten und hat sodann mit 86 Stimmen der Einführung des vollen, integralen Frauenstimm- und Wahlrechtes auf dem Gebiete des Kanton Zürich zugestimmt, wärend 70 Stimmen der Einführung lediglich des Frauenwahlrechtes zustimmten.

Es ergab sich somit das interessante Resultat, daß eine Mehrheit des Rates für den Vorschlag der Kommissionsminderheit und eine Minderheit des Rates für den Vorschlag der Kommissionsmehrheit, der zugleich Vorschlag der Regierung selbst war, eintrat. Da ist es nicht uninteressant zu erfahren, daß sich in der vorbereitenden kantonsrätlichen Kommission die Meinungen eben mit 6 zu 7 Stimmen gegenüberstanden. Einmal darf also festgestellt werden, daß für ein völliges Ablehnen der politischen Mitarbeit der Frau in der Kommission keine Stimme war, und im Rat sind von 149 Stimmen nur 31 Stimmen dagegen gewesen. Es wird nun — vorausgesetzt daß die zweite Lesung im Rate das Resultat bestätigt, was angenommen werden darf — der Souverän (sprich: alle über zwanzigjährigen Schweizermänner im Kanton) zu befinden haben, ob er der Frau zubilligen will, daß sie mit gleicher Verantwortung, mit gleichen Rechten und Pflichten als Bürgerin neben ihm stehe.

In verdankenswerter Weise hatte der Kantonsrat zu Beginn der Verhandlungen je einer Abgesandten der Befürworterinnen und der Gegnerinnen das Wort im Ratsaal zugebilligt. Das ist gut. Denn so allein ist es unseren Herren Räten möglich, „die Frau im Ratsaal" als Vertreterin einer Sache, als Sprecherin, als Mitarbeiterin kennen zu lernen. Wenn die „Züricheszeitung" darüber berichtete „Die beiden Frauen fielen äußerst angenehm durch objektive (von ihr gesperrt) Beurteilung und Argumentation auf", so liest man zwischen den Zeilen, daß der Berichterstatter offenbar mit Selbstverständlichkeit auf die dem Frauengeschlecht unweigerlich anhaftende Subjektivität (den berühmten Mangel an Logik) wartete, und wenn er fortfährt zu berichten: „Man durfte die beiden Frauen nachher auch während der ganzen übrigen Sitzung absolut friedlich nebeneinander im Saale sitzen sehen, wo sie kollegial gelegentlich miteinander Worte tauschten ..." so müssen wir annehmen, daß der gute Mann auf ganz anderes gefaßt war und bereit, seinen Lesern zu melden, wie recht doch weiland Friedrich Schiller gehabt habe mit seinem Ausspruch: „Da werden Weiber zu Hyänen." Nun, es war also anders. Ganz abgesehen von dem großen Wert einer solchen direkten Orientierung in eigner Sache, den wir zu schätzen wissen, begrüßen wir diesen so nötigen staatsbürgerlichen Anschauungsunterricht für Männer, zu dem sie und wir ja nur allzu selten Gelegenheit haben!

So standen sich denn Frau Dora Wipf, die Pfarrfrau von Bülach als Gegnerin und Frau Dr. Hulda Autenrieth-Gander (Rüschlikon) als Befürworterin gegenüber. Es erübrigt sich, im Rahmen dieses Artikels auf die beiden Referate im Detail einzugehen, doch behalten wir uns vor, darauf zurückzugreifen, sind doch in ihnen in klarer, knapper Form die meisten der Argumente zu finden, die pro und contra vorgebracht werden können. Frau Wipf schloß mit Pestalozzis Mahnwort „Pflege diese Wohnstube!" und fügte bei: „Wir versprechen, das mit aller Gewissenhaftigkeit zu tun." (Beifall rechts und auf der Tribüne, meldet die NZZ.) Und nach dem Referat von Frau Autenrieth, die u. a. davon sprach, wie viele Frauen die Wohnstube entbehren müssen und wie nötig gerade deshalb die Mitarbeit der Frau, der Einsatz ihres mütterlichen Empfindens für die Förderung der Fragen der Familienpolitik ist, sagt die Berichterstattung „Beifall links und auf der Tribüne". Die Abstimmung hat gezeigt, daß immerhin rechts nicht nur Neinsager sitzen (die 31 Neinsager rekrutierten sich zumeist aus Bauernvertretern und Freisinnigen). Die bessere Einsicht ist auch im bürgerlichen Lager durchgedrungen, wo viele Befürworter lediglich dem schrittweisen Vorgehen, also dem Wahlrecht zustimmten.

Aber einmal mehr sei festgestellt, daß die Frage der politischen Gleichstellung der Geschlechter für uns weder eine Frage der Linken noch der Rechten ist und daß sie nicht dazu gemacht werden sollte. Gerade die objektive (diesmal von uns gesperrt) Beurteilung der Frage stellt sie auf eine andere Ebene. Wir sollten uns überall dagegen stellen, wo immer sie zum Zankapfel der Parteien herabgezogen, oder als Programmpunkt nur einer Partei über Gebühr heraufgehoben wird. Sie geht alle an; die Verwerfung entzieht allen Parteien wertvolle Energien, und die Einführung würde dem ganzen Kräftespiel aller Interessengruppen im Volke zugute kommen. Und vor allem: es wäre endlich einmal eine Neuordnung geschaffen, welche dem weiblichen Teil des Volkes den ihm zukommenden Standort im Staate geben würde.

Viel zu sehr sind die Männer und Frauen der Menge, sind Herr und Frau Jedermann lediglich subjektiv eingestellt, wenn sie der Frau den Weg zur Gleichstellung versperren mit ihrem „Ich bi nüt derfür!" Manche Frauen lehnen also ab aus Müdigkeit (wie wir durch Frau Wipf orientiert wurden), manche sind ganz einfach zu uninteressiert, weil sie egozentrisch den eigenen Kreis für die Welt halten; manche Männer sind affektiv gegenüber allem Neuen zugunsten der Frau, zu sehr auf das Behalten von Vor-Rechten eingestellt, zu sehr auch darauf aus, sich ihr Ideal, ihre Imago der häuslichen, von keinem Sumpfspritzer aus dem Bereich der bösen Politik beschmutzten Frau zu erhalten; und manche sehen im Rein-Sagen das Verteidigen einer letzten Bastion, auf der sie noch „unter sich" sein können. Zu diesen Letzteren wäre gewiß der Ratsherr M. Müller (dem.) aus Schlieren zu rechnen, dessen liederliche Witze besser (wenn überhaupt irgendwo) in seinen „ureigenen" Kreis, nicht aber in den Ratssaal gepaßt hätten. Humor und Witzereiserei ist eben zweierlei. Daß alle andern Voten höher standen und daß aus allen Lagern Befürworter des einen oder anderen Vorschlages das Wort ergriffen, zeigte uns, daß — gemessen an der gleichen Situation anno 1920 und 1923 — die Freunde zahlreicher, die Argumente sachlicher geworden sind.

Das sozialdemokratische „Volksrecht" feierte den Abstimmungstag als „historischen Tag". Bei aller Freude über den positiven Ausgang der Abstimmung, über die Befürwortung von so mancher Seite, sind wir mit feiern noch zurückhaltend. Erst die Volksabstimmung wird zeigen, ob wir Grund zum feiern haben werden. Es ist sehr wohl möglich, daß viele „Fast-Gegner" im freisinnigen Lager, die sich aber geniert hätten, heute noch dem kleinen ersten Schritt (Zubilligung des Wahlrechtes) Opposition zu machen, nun froh sein werden, den Fortschritt aufzuhalten und ihr Nein mit der Ausrede zu begründen, „daß das integrale Frauenstimmrecht denn doch zu gefährlich sei". Dagegen werden die überzeugten Befürworter, Männer wie Frauen, nun mit ganz anderer

Gurs –
Stadt der Not, Stadt der Tränen

Erlebnisse einer Schweizerin
Bearbeitet von Erwin A. Lang

Menschenschicksale
im Telegramm-Stil notiert

Die kleine Renée ist im Camp Liebling Nr. 1. Sie hat blauschwarzes Haar und ein Köpfchen, wie von Murillo gemalt. Nun ist die kleine Renée gestorben. Nein, sie war nicht krank, sie starb buchstäblich vor Sehnsucht nach ihrem Vater. Als sie sich zuerst weigert, die kargen Mahlzeiten zu essen, da glaubt man, es liege an der mangelnden Qualität. Man bringt ihr Tomaten, Sardinen, Käse. Aber sie ißt auch die Tomaten und den Käse nicht und die Sardinen in echtem Oel schiebt sie bloß beiseite, sagt „Merci!" und schüttelt den Kopf.

Ihre Mutter ist untröstlich und setzt alle Hebel in Bewegung, um den Vater zu finden. Alle Bemühungen sind vergeblich. Renées Vater ist unauffindbar. Das Kind magert zusehends ab, es wird schwächer und schwächer. Seine Haut ist schon durchsichtig und eines Morgens ist Renée tot, ganz einfach tot. Sie geht von dieser Erde, kaum daß sie gelebt hat, wie eine Blume. Nach einiger Zeit erhält die Mutter die Nachricht, daß ihr Mann, welcher nach geglückter Flucht im Maquis untertaucht, bei einem Anschlag auf einen deutschen Urlauberzug im besetzten Frankreich durch Beamte der SD erschossen wurde, weil die Sabotageaktion verraten ging. Ob Renée ihren Vater wohl im Jenseits getroffen hat? —

Frau Carola weiß, daß sie aus dem Lager entlassen wird, wenn ihr Mann, der sich als Arier in Freiheit befindet, die nötigen Schritte bei der Kommandantur unternimmt. Sie weiß aber auch, daß sich seine Freundin, welcher er seit Jahren vollständig verfallen ist, ebenfalls im Camp befindet. Aber Carola hofft, daß er sie in dieser schwersten Stunde ihres Lebens nicht verlassen wird. Schließlich haben sie sich doch einmal geliebt, sind Mann und Frau und haben das Schöne und das Schlechte manches Jahr kameradschaftlich miteinander geteilt. Alles wird gut werden, muß wieder gut werden. Maurice, so heißt ihr Mann, wird kommen und sie aus dem Lager befreien. Maurice kommt wirklich aber er befreit nicht Carola, sondern seine Freundin, die er vor dem Kommandanten als seine angetraute Gattin ausgibt.

Als Carola dies kurze Zeit darauf zufällig erfährt, bricht sie zusammen wie ein gefällter Baum. Aber das Schicksal gibt, als die ihrem Leben ein Ende machen will, diese doppelt geprüfte Frau nicht frei. Noch hat ihre Stunde nicht geschlagen; sie muß leben, ob sie will oder nicht. —

Seit der Ankunft in Gurs ist die siebzehnjährige Jeanine ohne Nachricht von ihrer Mutter und der kleinen Schwester geblieben. Eines Abends, kurz vor dem Nachtessen, holt man Jeanine auf die Kommandantur. Dort kann sie sich weinend und lachend ihrer Mutter in die Arme werfen, die eben im Auto angekommen ist, um ihre Tochter abzuholen. Sie hat knapp Zeit ihre Sachen zu packen und von den Baracken-Gefährtinnen Abschied zu nehmen. Dann verläßt sie freudestrahlend die Baracke, das Ilôt und Gurs. Zwischen ihrer Internierung und der Freiheit liegt eine halbe Stunde. Nicht viel, aber unter gewissen Umständen, entscheidend für ein ganzes Leben. —

Die Deutschen kommen!

Seit einigen Tagen wird im Ilôt F, eine Baracke gemieden, wie die Pest. In derselben hat man vorübergehend die Frauen einquartiert, die sich auf den Anschlag im Büro des Kommandanten gemeldet haben, und bereit sind, unter deutscher Bewachung wieder in das besetzte Frankreich zurückzukehren.

Zwar hat der Aufruf nicht den erwarteten Widerhall gefunden, aber es gibt doch eine Anzahl, die schon immer von Anpassen gesprochen haben und welche behaupten, daß schließlich auch die Deutschen Menschen seien. Uebrigens, argumentieren sie weiter, habe Frankreich sowieso den Krieg verloren und es sei denn doch bedeutend angenehmer, in Paris, zwar im besetzten Paris, aber immerhin in Paris, zu leben, als in Gurs langsam aber sicher zu krepieren. Man müsse es nur verstehen, sich mit den neuen Herren gut zu stellen, erklären sie, und zwinkern dabei mit den Augen. Auf diese Weise sprechen sich diese Frauen gegenseitig Mut zu, denn sonst ist niemand da, der ihnen zuhört. Zwischen ihnen und den andern hat sich ein Abgrund aufgetan. Kein Mensch spricht mehr mit ihnen und ein Panzer eisigen Schweigens hat sich um sie gelegt.

An einem Morgen treffen die deutschen Soldaten, welche diese Frauen abholen müssen, in Gurs ein. Sie kommen in großen, grauangestrichenen Lastwagen und paradieren mit der Miene des Siegers herum. Es sind selbstbewußte Kerle und gleichen den blonden und blauäugigen Siegfrieden, die im Taktschritt und mit Musik durch die Weltgeschichte marschieren und sich einfach unbesiegbar vorkommen.

Die Abreise geht ziemlich rasch vor sich. Von den andern Frauen läßt sich keine blicken; alles bleibt in den Baracken, als die Wagen mit den „Befreiten" wegfahren. Nach einiger Zeit spricht es sich herum, daß nur ein Teil von ihnen wirklich in Paris angekommen ist, und zwar nur die, welche vor ihrer Heirat Deutsche waren oder die einen Deutschen geheiratet haben. Die übrigen, welche lediglich aus Gurs wegkommen wollten und zu diesem Zweck ihren Stammbaum etwas zurecht bogen, sehen Paris nicht einmal aus der Ferne. Sie werden in ein anderes Lager verfrachtet, weil sie über den Arierparagraphen gestolpert sind. In diesen Dingen haben die Matadoren des Dritten Reiches von Anfang an keinen Spaß verstanden.

Himmelsschwestern und Teufelskinder

Als die Deutschen mit allen militärischen Mitteln auch die Neutralität Luxemburgs sicherstellen, entziehen sich 57 Nonnen mit ihrer ehrwürdigen Aebtissin durch Flucht ebenfalls ihrem Zugriff. Auch sie kommen nach Gurs, wo man ihnen eine besondere Baracke zuweist. Sie tragen immer noch ihre schwarzen Trachten und die weißen gestärkten Hauben und schwitzen wahrscheinlich furchtbar in dieser Kleidung. Seit 30 Jahren sind sie nicht mehr aus ihrem Kloster herausgekommen und machen entsetzte Gesichter, als sie die andern Frauen in Trainings-Anzügen, Shorts und ärmellosen, luftigen Kleidchen sehen.

Freude und Beharrlichkeit für die Vorlage werben, als wenn sie sich lediglich für diese etwas lauwarme Neuerung des Wählen- und Gewähltwerden-dürfens hätten einsetzen können.

Wir dürfen wohl annehmen, daß die günstige Abstimmung im Zürcher Ratssaal auch stimulierend auf die Politiker in anderen Kantonen wirken könne, stehen doch Abstimmungen in einigen Kantonen noch bevor. Und so wird nun sicher mit erneutem Elan die große Aufklärungsarbeit einzusetzen haben im Dienste der Aufgabe durch Volkserziehung: Mann und Frau, Jüngling und Mädchen für die Idee der Gleichstellung der Geschlechter zu erwärmen und zu gewinnen.

Ein wenig Statistik

Die Jahre 1933 bis 1944 — wirtschaftlich gesehen Krisen- und Kriegskonjunkturjahre — stellen die ersten 12 Jahre des Bestehens einer einheitlichen, schweizerischen Statistik der Berufsberatungstätigkeit dar. Die Anfänge der Berufsberatung liegen allerdings viel weiter zurück und haben ihre Wurzel in den durch den Weltkrieg 1914/18 geschaffenen Verhältnissen. Aber die von den einzelnen Berufsberatungsstellen herausgegebenen Jahresberichte ermangelten der Einheitlichkeit und ließen einen Vergleich der in ihnen enthaltenen, statistischen Angaben nicht zu.

Erst als im Jahre 1933 mit dem Inkrafttreten des Bundesgesetzes über die berufliche Ausbildung dem Bund auch die Aufgabe übertragen wurde, von gesetzeswegen die Berufsberatung zu fördern, verlangte das Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit von den aus Bundesmitteln subventionierten Berufsberatungsstellen eine einheitliche Berichterstattung. In der „Volkswirtschaft" vom Juli 1945 sind diese ersten 12 Jahre einheitlicher Berichterstattung zum Gegenstand einer Gesamt-Uebersicht gemacht worden. Sie hebt den interessierten Leser — und dazu gehören sicherlich nicht nur die zunächstbeteiligten Berufsberater und Berufsberaterinnen, sondern auch Lehrer, Lehrmeister, Arbeitgeber, Eltern berufsfähig werdender Knaben und Mädchen — für eine kurze Weile aus der Problematik des Alltags heraus und zeigt ihm den Anfang einer großen, in die Zukunft weisenden Linie. Man mag gegen eine Statistik der Berufsberatung mit Recht vieles einwenden, weil sie das Wesentliche nicht aussagen kann, nämlich ob durch ihre Wirksamkeit ein junges Menschenkind zur Wahl eines seiner Eignung und Neigung entsprechenden Berufes geführt worden ist. Aber neben der individuellen Beratung hat die Berufsberatung auch noch eine wirtschaftliche Zielsetzung; sie soll den einzelnen Berufen den nötigen Nachwuchs zuführen. Und in dieser Richtung lassen sich bestimmte Tatsachen sehr wohl statistisch ausdrücken und als Fingerzeige für die Zukunft verwenden. Was kann aus dieser 12-Jahres-Statistik alles herausgelesen werden?

Einmal die Entwicklung der individuellen Berufsberatung und damit ihre Bedeutung für das Wirtschaftsleben und ihr Einfluß auf die berufsuchende Jugend ganz allgemein. Die Zahl der Ratsuchenden stieg von rund 21 000 im Jahre 1933 auf rund 33 500 im Jahre 1944. Interessant ist, daß der Anteil der Mädchen immer ungefähr bei 45 Prozent verharrt. Offiziell, d. h. nach der Statistik haben alle Kantone, mit Ausnahme des Kantons Nidwalden, Berufsberatungsstellen eingerichtet, und zwar in der Regel getrennt für Knaben und für Mädchen. Inoffiziell, der Erfahrung gemäß, sagt diese Tatsache nicht allzuviel. Das Bedürfnis nach objektiver Hilfe bei der Berufswahl ist immer nur latent vorhanden, es besteht kein äußerer Zwang, höchstens in bestimmten Berufen ein gelinder Druck, die Berufsberatung aufzusuchen. — Es hängt deshalb von der Initiative des einzelnen Berufsberaters und der einzelnen Berufsberaterin ab, ob in ihrem Arbeitsgebiet der Wunsch nach Berufsberatung allgemein wird und ob sich ein Vertrauensverhältnis zwischen der Berufsberatung und der Bevölkerung entwickelt. In dieser Beziehung bleibt noch vieles zu tun übrig, denn obschon die Berufsberatung in wachsendem Maße aufgesucht wird, weisen einzelne Kantone im Verhältnis zu ihrer wirtschaftlichen Bedeutung noch eine merkwürdig geringe Zahl von Ratsuchenden auf. Eingeweihte wissen, daß es in diesen Kantonen vor allem am Verständnis für die Berufsberatung und an den nötigen Mitteln fehlt, die erst einen Ausbau der Organisation, die Anstellung wirklich qualifizierter Berufsberater und Berufsberaterinnen und damit eine größere Aktivität ermöglichen würden.

Rund drei Fünftel der Ratsuchenden sind Jahr für Jahr Knaben und Mädchen, die gerade aus der Schule entlassen werden. Es bleibt also noch ein recht großer Prozentsatz älterer Ratsuchender, die entweder erst verspätet den Weg zur Berufsberatung finden, oder den Beruf wechseln wollen, oder zur Planung ihrer Laufbahn später wieder Rat bei der Berufsberatung einholen. Solche Fälle kommen bei den Mädchen häufiger vor als bei den Knaben, weil bekanntlich eine Reihe von Frauenberufen nicht direkt nach der Schulentlassung, sondern erst später erlernt werden kann und für die Vorbereitung auf eine Berufsschule mancherlei Kombinationen möglich und Zwischenlösungen zweckmäßig sind, die den Eltern und dem jungen Mädchen nicht bekannt sein können. Die Berufsberatung hat es mit Absolventen aller Schulstufen zu tun, wobei die Primarschüler etwa die Hälfte und die Sekundar- und Mittelschüler die andere Hälfte ausmachen.

Nach abgeschlossener Beratung wird der Berufswunsch sorgfältig vermerkt. Das ist nicht immer der Beruf, der dann später auch wirklich ergriffen wird, aber trotzdem gibt die Statistik der Berufswünsche einen zuverlässigen Anhaltspunkt, welchen Berufsgebieten sich das Interesse der Jugend hauptsächlich zuwendet. Bei den Mädchen z. B. ist der Wunsch nach einem gewerblichen oder industriellen Beruf schwach rückläufig, während die auf Handel und Verkehr entfallenden Berufswünsche von Jahr zu Jahr zugenommen haben, sodaß 1944 25 Prozent der Berufswünsche auf Gewerbe und Industrie, 21 Prozent aber auf den Handel entfallen, eine Entwicklung, die sich aus den Existenzverhältnissen dieser Berufsgruppen erklärt, aber zu bedauern ist, weil die gewerblichen Berufe viel eher geeignet sind, dauernde Befriedigung zu bieten. Auf den Hausdienst entfallen heute 20 Prozent der Berufswünsche, beträchtlich weniger als in früheren Jahren.

Doch liegt der Grund nicht in einer rapiden Abwertung des Hausdienstes als Beruf, sondern in einer Korrektur der statistischen Darstellung, indem jetzt richtigerweise Mädchen, die nur vorübergehend, z. B. zur Vorbereitung auf einen bestimmten Beruf, in den Hausdienst gehen, zu der Berufsgruppe gezählt werden, zu der sie hinneigen. Relativ viele Mädchen haben auch nach erfolgter Beratung noch keinen bestimmten Berufswunsch. Doch ist es kein schlechtes Zeichen für die Berufsberaterin, wenn es ihr nicht gelingt, alle Mädchen säuberlich und etikettiert schön nach Berufen geordnet aus der Beratung zu entlassen. Manches Mädchen ist eben bei Schulaustritt noch berufsunreif, und es kommt um ehesten eine Zwischenlösung, wie Haushaltlehre oder Welschlandjahr in Frage, damit das Mädchen reifer wird und sich später mit mehr Sicherheit für einen Beruf entscheiden kann.

Die Berufsberatung befaßt sich auch mit der Vermittlung von Lehrstellen, die 1944 die Höchstzahl von 11 618 an Knaben und Mädchen vermittelte Lehrstellen erreicht hat. Daneben gehört zur statistisch erfaßbaren Vermittlungstätigkeit auch die Plazierung in Vorlehren und ähnlichen Zwischenlösungen, die Zuweisung an Berufsschulen und die Vermittlung von Arbeitsstellen an Schulentlassene. Auf diesem Gebiet wurde 1944 die Höchstzahl der bisher zustande gekommenen Vermittlungen mit 8368 erreicht.

G. N.

ZÜRICH

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 — Zentrale Lage
Tel. 57722

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Wie eine Amerikanerin die Schweizerfrauen sieht

Aus dem Englischen übersetzt und gekürzt.

Eine junge Amerikanerin Mrs. Tonia Hegland-Jauch, die mit ihrem Gatten während des Krieges zwei Jahre in Zürich gelebt hatte, richtete an ihre Landsmänninnen „ennet dem großen Wasser" einige Radiovorträge, in denen sie Schweizer-Verhältnisse schilderte und besonders die Schweizerfrauen in einer treffenden Art charakterisierte, die uns alle interessieren muß. Im Jahre 1942 gibt sie ihrem Erstaunen Ausdruck wie die Schweiz, klein, eng, zum großen Teil Gebirgsland und nun während des Krieges ganz ab geschlossen und umschlossen, jahrhundertelang ihre Unabhängigkeit behauptet und nicht nur ihr Leben gefristet, sondern einen der höchsten Lebensstandarde der ganzen Welt erreicht habe. Die Antwort darauf liege in einem einzigen kleinen Wort, vor dem kein Schweizer und noch weniger eine Schweizerin zurückschrecke: Arbeit. Die Frau, als Produzent und Konsument gleich gut ausgebildet, sei ein wichtiger Faktor im Wirtschaftsleben, wenn auch politisch rechtlos. Aber weil sie sehe, wie viel Zeit die Männer „soi-disant" für Politik verwenden, habe sie das Gefühl, andere Pflichten könnten leiden, wenn sie diese neuen in intelligenter und würdiger Weise erfüllen wollte.

Mrs. Tonia Jauch schildert dann voller Bewunderung den großen Arbeitseinsatz der Schweizerfrau landauf und landab, auf allen Gebieten der Wirtschaft, Landwirtschaft und Industrie, schildert die Märkte in den Städten, wo fast jede Frau Blumen im Netz heim trägt, „die zu jedem Haushalt gehören". Die Summe ihrer haushälterischen Tugenden löst das Rätsel, warum die Schweizerfrau nie Zeit habe für etwas außer dem Haus. Eine typische Beobachtung — und wie richtig: „Sie gibt sich nicht einmal Mühe, ihre Arbeit so zu planieren, daß sie zu einem freien Nachmittag käme; sie mischt so gerne Arbeit mit Vergnügen, daß sie es kaum mehr fertig bringt, ein reines Vergnügen ohne Arbeit zu genießen, oder es sich zu gönnen!" Wegen der gegenüber Amerika hohen Preise aller technischen Hilfsmittel erhält die Frau den schweizerischen Lebensstandard auf seiner erstaunlichen Höhe durch ihren persönlichen Einsatz und Anpassung ihrer Bedürfnisse an die Verhältnisse. Wenn die Amerikanerin sich wundert, daß die Schweizerin sich über ein solches Leben nicht beklage, so bekomme sie als „größte" Antwort: Haushalt sei eine ehrwürdige (dignified) Beschäftigung, zu der es „Training" brauche (für viele Frauen ist es sicher ein Sport, aber nicht der Schnelligkeit, sondern der Kompliziertheit! Die Red.). Daß die Tüchtigkeit der Ausbildung zur Hausfrau den Wunsch nach Heirat zu grotesken Formen führe, beweisen die für das Empfinden der jungen Amerikanerin monströsen Heiratsanzeigen in den Tagesblättern mit den „kaltblütigen" Forderungen nach Stellung, Vermögen, Beruf usw. „Das Erstaunlichste sei, daß viele solcher Heiraten „turn remarkably well", wahrscheinlich wegen Mangels an jeglichen Illusionen von Anfang an." Um dieser Abhängigkeit vom Manne auszumeichen, lernt heutzutage sozusagen jedes junge Mädchen einen Beruf, wobei eben die Notwendigkeit zu verdienen oft auch bei der verheirateten, dann erst recht bei der verwitweten und geschiedenen Frau vorhanden ist. Die Frauen arbeiten in der Textilbranche, wo die Mode oft ganz wundervolle Pariser-Creationen ausführt. „Aber diese müssen wohl alle exportiert werden, denn nie sehe man eine solche Schöpfung auf den konservativen, nüchtern gekleideten Schweizerinnen." Ueberall im Lebenskampf hat die Schweizerin einen harten Stand, allein schon um das primitivste Prinzip: Gleiche Arbeit — gleicher Lohn.

Mrs. Jauch schildert die verschiedenen Berufsmöglichkeiten der Frau, wundert sich auf die Beschränkung der Tätigkeit der Lehrerin auf die untersten drei Klassen oder höhere Töchterschulen. Sie erzählt den Genuß, den ihr die Predigten eines „excellent woman speachers" am Großmünster Zürich bereitet haben, und wundert sich mit Recht über die Beschränkung der pfarrerlichen Tätigkeit und Stellung der Theologin.

Dem gegenüber sind an den schweizerischen Hochschulen einige Frauen als Professoren tätig, während erstaunlicherweise nur ein Sechstel aller Studierenden weiblich sind, ein eher sonderbares Verhältnis, wenn man bedenke, daß Zürich die erste Universität deutscher Sprache war, die sich dem Frauenstudium in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts öffnete. Als Resultat ihrer mit offenem Sinn gemachten Beobachtungen konstatiert Mrs. Hegland Jauch, daß eine langlame, aber konsequente Entwicklung die Schweizerfrau allmählich „aus dem Schatten ihres Mannes" und der Eingeschlossenheit in ihrem Elternhaus, aus ihrer Abseitigkeit vom Leben herausreiße, um sie lebendigen Anteil am beruflichen und öffentlichen Leben nehmen zu lassen. Die großen Probleme der Kriegszeit, FHD., Anbauschlacht, soziale Fürsorge, Ausgleichskasse, Arbeitspflicht, Rationierung und vor allem die geistige Haltung der Schweizerfrau — alles interessiert sie.

Reizend beschreibt unsere Radio-Causeuse die Bedeutung von Schillers Tell, die politische Rolle der Stauffacherin, die großen sozialen Leistungen der Schweizerfrauen in der Bekämpfung von Tuberkulose, Alkohlismus (Frau Orelli), begeistert sich für die Schweizerische Pflegerinnenschule, kennt Gottheit, Pestalozzi und beweist eine Kenntnis unserer schweizerischen Verhältnisse im Allgemeinen und der Schweizerfrauen im Besonderen, die nach einem kurzen Aufenthalt von nur 2 Jahren unsere Bewunderung weckt, und unseren Dank für die kritische, aber takt- und humorvolle Würdigung unserer „mehr und weniger besseren" Eigenschaften.

Politisches und Anderes

Zur eidgenössischen Abstimmung

eb. Am 10. Februar hat der Aktivbürger sein Ja oder Nein abzugeben zur Frage, die auf seinem Stimmzettel lautet: „Wollt Ihr den Gegenentwurf der Bundesversammlung zum Volksbegehren betreffend die Verkehrskoordination annehmen?" Es handelt sich um die Einführung oder Ablehnung von Artikel 23 ter in die Bundesverfassung, der dem Bund die Befugnis brächte, auf dem Gebiete des Verkehrswesens den Bahn- und Autoverkehr zu koordinieren. Aus der Vorgeschichte ist zu entnehmen, daß schon 1938 eine „Gütertransport-Initiative", von über 390 000 Unterzeichnern befürwortet, dem Bundesrate unterbreitet wurde. Dann kam der Krieg und die Vollmachten, jetzt aber soll eine Neuordnung auf regulärer Basis geschaffen werden. Die Bundesversammlung hat einem Gegenentwurf des Bundesrates mehrheitlich zugestimmt und die Initianten schlossen sich diesem Entwurfe an. Zu den befürwortenden Kreisen gehören, außer den an der SBB. Interessierten, die Gewerkschaft der Transportarbeiter, wie überhaupt die Linkskreise; das rührige Aktionskomitee der Gegner wird in erster Linie von den Organisationen der Automobilisten gestützt. Freisinnige Kreise sind weitgehend ablehnend, weil Gegner staatlicher Eingriffe, doch haben manche ihrer Gruppen Stimmfreigabe beschlossen, weil doch auch große Minderheiten für die Annahme der Vorlage sind. Die Gegner fürchten einschneidende Maßnahmen gegen die Gewerbefreiheit, die Befürworter glauben, daß ohne die ordnende Hand des Staates eine wilde Konkurrenz zwischen Bahn und Auto im Personen- und Güterverkehr einsetzen werde zum Schaden der Gesamtheit. Der Verfassungsartikel würde aber lediglich dem Bunde die Kompetenz zur Regelung von Bahn- und Autoverkehr erteilen, es bliebe bei der Vorbereitung der Ausführungsbestimmungen den gegnerischen Gruppen die Möglichkeit, ihre Interessen gegeneinander abzuwägen, damit die Ordnungsmaßnahmen nicht eine doch auch nötige Bewegungsfreiheit erdrücken könnten.

Von der „Uno"

Wie anzunehmen war, ist diese Woche der Norweger Trygve Lie, bisher Außenminister seines Landes, zum Generalsekretär gewählt worden. Er wird, getragen vom Vertrauen seiner Wähler aus der ganzen Welt, seine große Arbeit unverzüglich aufnehmen. Der Sitz der „Uno" wird voraussichtlich an der Atlantikküste, zwischen New York und Boston, sein. Da die „Uno" alles Inventar des Völkerbundes übernimmt, wird der Genfer Völkerbundspalast vielleicht doch irgend einen der zahlreichen Verwaltungszweige beherbergen können.

Der Sicherheitsrat beschloß, nachdem der persisch-russische Konflikt dargelegt und diskutiert worden war, die weiteren Verhandlungen den beidseitigen Delegierten direkt zu überlassen, doch erwartet er zu einem späteren Zeitpunkt weiteres zu vernehmen. In den letzten Tagen haben um der Frage willen, ob die Anwesenheit britischer Truppen in Griechenland eine „Bedrohung des Weltfriedens" bedeute (russische Version) Bevin und Wyschinski scharfe Rededuelle geführt. Bevin dringt darauf, daß der Sicherheitsrat sich klar äußere und will es offenbar durch keine Vernebelungstaktik dazu kommen lassen, daß England nicht klar von diesem Vorwurf freigesprochen werde; Wyschinski, der offenbar an seine Instruktionen aus Moskau gebunden ist, weicht nicht von seiner Auffassung. So sind die sich bisher freundschaftlich nennenden Beziehungen zwischen den beiden Großmächten auf eine harte Probe gestellt und es scheint dem Präsidenten des Sicherheitsrates, dem Australier Makin, das — allerdings seltene — politische Genie nicht gegeben zu sein, gordische Knoten lösen zu können. Da demnächst der russisch-britische Gegensatz auch noch im Zusammenhang mit der Frage der Anwesenheit britischer Truppen in Indonesien spürbar werden wird, und da nun auch die jungen Staaten Syrien und Libanon ihre Fragen (Forderung des Abzuges der britischen und französischen Truppen, also volle Selbständigkeit) vorzubringen gedenken, stehen noch weitere kritische Tage bevor. Die geplagte Welt ist Zeuge, daß Nachkriegszeit noch lange, lange nicht Friedenszeit ist.

Der deutsch-heidnische Glaube

scheint in der Götterdämmerung im Dritten Reiche nicht untergegangen zu sein: den alliierten Militärbehörden zu Berlin ist aus München das Gesuch zugestellt worden, den seinerzeit von Ludendorff geförderten heidnischen Kult wieder zu gestatten. Die Alliierten bewilligten eine „Betätigung, die wirklich religiös sei und nicht unter der Maske der Religion eine unerwünschte politische Tätigkeit treibe." Wir erinnern uns an die kultischen Bestrebungen der Frau Mathilde Ludendorff, an die heidnischen Trauungszeremonien von jungen SS-Ehepaaren ... also haben Wotan und Walhall noch nicht ausgespielt!

In Wien,

wo vor dem Kriege bekanntlich Ehescheidungen nicht leicht durchführbar waren, sollen zurzeit über 10 000 Ehescheidungsanträge bei den Gerichten liegen, zumeist von Frauen eingereicht, die früher Oesterreicherinnen waren und seit der Annexion durch Heirat mit Deutschen ihr Oesterreichertum verloren. Außer den psychologischen Folgen der Kriegsjahre sieht man die

---

In einer andern Baracke hat man einen Trek Zigeunerinnen mit ihrem Anhang einquartiert. Der Krieg hat dieselben irgendwo in Südfrankreich überrumpelt und weil man sie aus unerfindlichen Gründen ebenfalls zu den feindlichen Ausländerinnen zählt, sind sie auch in Gurs gelandet. Sie watscheln wie Enten durch die Barackenstadt, haben ein loses Maul und stehlen alles, was nicht niet- und nagelfest ist. Das ist eine ihrer Stärken. Eine andere ist das Wahrsagen. Sie deuten den andern Frauen die Zukunft, lesen aus Handlinien, mischen schmutzige, abgegriffene Karten, interpretieren den Kaffeesatz, sofern Kaffee da ist, tun geheimnisvoll und aufgeregt und sind um Prognosen nie verlegen.

Da schleicht eine blonde Frau über den Weg, hier ist es ein großer Brief, das Glück ist je nachdem meilenweit entfernt oder sekundennah, die Gesundheit ist ausgezeichnet oder eine Krankheit ist im Anzug. Der Gatte ist wohlauf, aber mit dem Freund ist etwas los. Die Zigeunerinnen verstehen sich auch ohne Kolleg auf Psychologie; sie erzählen immer das, was man gerne hören will. Und die Frauen hängen an den wulstigen Lippen, die sich wie Pfeuelstangen bewegen, als verkünde man ihnen ein neues Evangelium. Natürlich glauben sie, so behaupten sie wenigstens, den Schwindel nicht, aber wenn dann wirklich der Brief eintrifft, schwören sie trotzdem auf diese Wunderfrauen und stecken ihnen die fettesten Happen zu.

Der 1. August im Camp

Abends 9 Uhr. Martha sitzt allein vor ihrer Baracke und schaut zu den Pyrenäen hinüber, deren Spitzen nur noch in den Konturen sichtbar sind. In der Hand hält sie ein Schweizerfähnchen, welches sie sich aus einem roten und einem weißen Lappen zusammengenäht hat. Heute feiern sie ja zu Hause die Geburtsstunde der Heimat. Jetzt zünden sie die Höhenfeuer an, die Buben lassen Schwärmer und Frösche los, die Musiken spielen patriotische Märsche, Redner sprechen „von dem einigen Volk von Brüdern" und die andächtig lauschende Menge singt zum Schluß entblößten Hauptes: „Rufft Du, mein Vaterland!"

Wie im Film zieht der Verlauf einer solchen Feier am geistigen Auge von Martha vorüber. Sie schaut die Bilder mit verzehrender Sehnsucht an, sie kann sich davon nicht trennen und plötzlich weint sie wie ein kleines Kind. Die Tränen kugeln ihr wie kleine Perlen über die schmal gewordenen Wangen; sie hat noch nie geweint, seit sie in Gurs ist. Aber jetzt weint sie vor Heimweh nach der Schweiz, nach den Bergen, den Seen, den sauberen Städten und den einfachen, bedächtigen Menschen.

Was wiegt in diesem Moment die Fremde, mit ihren Reizen und Geheimnissen, wenn man die Heimat, die Mutter, die Geschwister in die Waagschale wirft? Nichts! Die Bande des Blutes sind stärker, als die verzauberten Schönheiten der ganzen Welt. Martha möchte heim! Sie ist vor Jahren ausgezogen, weil es ihr zu eng war und zu beschränkt in der Heimat. Sie wollte ihr Leben leben, ohne Konzessionen zu machen. Martha hat ihre Meinung geändert. Aber da ist Gurs, da ist der Stacheldraht und das Elend, welches man in die Nacht hinausweint. Martha wird diesen 1. August 1940 nie mehr vergessen. In dieser Stunde, inmitten einer majestätischen Landschaft, hat sie ihre Heimat wieder gefunden.

Die Befreiung

Am 19. August 1940 muß Martha zum allmächtigen Polizeikommissar. Sie erhält zu diesem Zwecke vom Lager-Kommandanten einen Laissez-passer, mit dem sie das Camp bis zum Büro des Polizeigewaltigen passieren kann. Sein Ja, heißt Entlassung, Wiedervereinigung mit den Angehörigen, Zukunft; sein Nein bedeutet Gefangenschaft, Hunger, Elend und Warten.

Die Frauen haben Angst vor dem Kommissar. Er ist ein Mann, der das Angenehme mit dem Nützlichen verbindet und für gewöhnlich nur den Frauen den Liberationsschein ausstellt, die sich ihm gefügig zeigen.

Mit Martha ist er ganz Kavalier und Charmeur. Keine Handbewegung nach dem Diwan hinter einem weißen Tüllvorhang. Mademoiselle ist doch Schweizerin. Auf dem Tisch liegt ein amtliches Schreiben des Konsuls ihrer Heimat, aus Marseille, und ein Brief ihres Arbeitgebers, der ein weltbekannter Komponist ist und sie seit Wochen suchen läßt. Mademoiselle kann selbstverständlich sofort und völlig ungehindert das Lager verlassen. Ihrer Abreise steht nichts, gar nichts im Wege.

Martha staunt nur. Einmal über das Glück, endlich frei zu werden, nicht mehr hinter Stacheldraht vegetieren zu müssen, erbärmlich harte pois-chiches zu zerbeißen, farblosen Kaffee trinken zu müssen, und dann über den höflichen Ton, den man ihr gegenüber plötzlich anschlägt.

Der Kommissar hat es sehr eilig. Er drückt ihr die Entlassungspapiere förmlich in die Hand und komplimentiert sie mit vielen Verbeugungen und „enchanté, Mademoiselle!" aus dem Büro. Denn draußen im Vorzimmer wartet die grazile Monika auf die Bewilligung für sich und ihren kleinen Bruder, das Lager verlassen zu dürfen. Doppeltes Futter für den Herrn Kommissar, das Schwein. Er dürftet sich sorgfältig seinen Schnurrbart nach oben, zwirbelt seine Enden keck zusammen, fährt mit der Hand über den pomadisierten Scheitel, zündet eine Zigarette an, setzt sich in die vorteilhafteste Position und ruft mit öliger Stimme: „Entrez, Mademoiselle Monique!" Den Tüllvorhang hat er schon zur Seite geschoben und der Plüschdiwan wartet auf kostbare Fracht.

Der Abschied im Iglöt ist schnell vorüber. Die paar Effekten sind rasch gepackt; Martha drückt ihren Leidensgenossinnen die Hände, umarmt die, welche sie am besten mag, steckt sich unzählige Zettel mit Adressen ein, und verspricht, alle aufgetragenen Grüße genau auszurichten. Dann schreitet sie zum letzten Mal durch die Barackenstadt Gurs, besteigt ein Auto und fährt weg. In einer Staubwolke versinkt das Camp. Die Zurückgebliebenen winken mit ihren Taschentüchern, welche wie kleine Fahnen im Winde wehen. Martha winkt zurück, bis sie die Frauen im Lager nicht mehr sehen kann. Sie schluckt ein paar mal leer; ihre Augen füllen sich mit Tränen. Es sind Tränen der Freude und Tränen des Mitleids, mit denen, welche nicht mit ihr über die ausgefahrene, staubige Landstraße rollen können.

Adieu Gurs und kein au revoir! Adieu Josefine, Ruth, Claudia, polnische Landarbeiterinnen, ungarische Jüdinnen, Nonnen aus Luxemburg und Zigeunerinnen aus der Puszta! Adieu Gurs, Stadt hinter Stacheldraht, und kein auf Wiedersehn!

Ende.

Ursache dieses raschen Ehezerfalles in der Ausweisungspraxis gegen alle „Volksdeutschen", wie die Angehörigen der deutschen Minderheiten in Ungarn, Rumänien, Jugoslavien und der Tschechoslowakei genannt werden. Ueber 100 000 solcher Deutscher haben sich nach Oesterreich geflüchtet und müssen nun das so sehr unter Hunger leidende Land verlassen, soweit sie erst nach der Annexion (1938) aus Deutschland kamen. Ein Gesetz soll demnächst in Kraft treten, das Oesterreicherinnen, die erst nach 1938 durch Heirat Deutsche wurden, ihre angestammte Nationalität wieder gibt.

Einmal etwas ganz anderes — „Cold-Waves"

El. St. Es gibt sicher Leserinnen unseres Blattes, die hell auflachen werden ob der Idee, daß ihre alte Redaktorin ein Interview mit Herrn Klenke in Zürich, dem weitgekannten und geschätzten Damen-Coiffeur gehabt hat. Sie, die selber nie Zeit hat, sich der Verschönerung ihres Aeußeren anzunehmen, die ein Shampooing über ihrem Strubelkopf verreibt, ihn unter die laufende Röhre und nachher an die warme Sonne im Garten (im Sommer!) hält, hat sich, besonders im Gedanken an alle unsere berufstätigen Frauen über „Cold-Waves" aufklären lassen, und von Herrn Klenke in sehr liebenswürdiger Weise die erste Veröffentlichung in der Presse darüber erhalten. Da am 10. Februar im Kongreßhaus Zürich eine Konferenz des Schweiz. Coiffeurverbandes stattfinden wird, dürften diese Ausführungen aktuell sein und eine kleine angenehme Abwechslung zu den Kämpfen ums Frauenstimmrecht bedeuten und beweisen, daß wir uns durch dieses nicht wollen „vermännlichen" lassen.

Als im Jahre 1905 Herr Karl Neßler (Charles Nestle) in London vor dem Abschluß seiner Erfindung stand und seine erste Demonstration vor angesehenen Fachleuten und der Presse gab, und das Unglaubliche wahr wurde, glatte Haare auf dem Kopfe in dauernden Krauszustand zu bringen, da ging ein Raunen und Kopfschütteln durch die Welt. Sogar ein Professor Mechnikoff, Chef des Pasteur Institute of Science in Paris war in großer Verwunderung, und dieser Prozeß schien ihm unglaubhaft. Die Umwälzung war getan: das Haar auf dem Kopf zu kochen, und dieses eben war die Erfindung.

An und für sich war der Prozeß, glattes Haar durch Kochen in Krause zu versetzen im Perückenmachergewerbe schon seit Jahrhunderten bekannt. Man wickelte das Haar, warf es in den Kochtopf unter Zusatz von Borax und Glyzerin, ließ es einige Stunden kochen, und nach dem Trocknen der Haare war die Dauerwelle fertig. Unsere schönen Frauen des Altertums in Aegypten, Griechenland und Rom verstanden es schon damals, diese Locken zu formen.

Nach der Erfindung von Karl Neßler in London wurden in der Zeit von 1905 bis 1907 nur 72 Dauerwellen gemacht. Der Prozeß dauerte acht bis zehn Stunden und war sehr langwierig und auch sehr teuer. Man nahm bis 25 englische Pfund dafür und es konnten sich dieses nur Damen der großen internationalen Welt leisten. Herr Klenke hatte die Ehre, in den Erfinderjahren Assistent des Hauses Nestle & Co. zu sein.

Bis zum ersten Weltkrieg nahm die Dauerwelle einen ziemlichen Aufschwung, doch brachten die kriegerischen Ereignisse einen Stillstand. Heute tragen Millionen von Damen Dauerwellen. Wenn auch viele verschiedene Systeme und Apparate erfunden wurden, so blieb heute doch noch immer der Kochprozeß auf dem Kopfe bestehen.

Diese Prozedur war aber für viele an den Kopfnerven empfindliche Frauen nicht sehr angenehm, und für andere war es oft unmöglich, die nötige Zeit für eine solche „Sitzung" aufzubringen. Der neue Prozeß erfordert viel weniger Zeit, kommt ohne die lästige Hitzewirkung aus und bedeutet so eine große Erleichterung.

In diesem zweiten Weltkrieg sollte es Amerika vorbehalten sein, die Dauerwelle ohne Kochprozeß zu erzeugen. Dieses bedeutet nun eine völlige Revolution im Dauerwellensystem. Ein langgehegter Wunsch der Damencoiffeure ging hiermit in Erfüllung. Es ist eine Wohltat, den Frauen diesen Wärmeprozeß zu ersparen. Mit einfachen chemischen Mitteln und Wickeln der Haare auf dem Kopfe ohne Apparat, ohne Hitze, ohne Abklammerung, gerades Haar in Dauerwellen zu versetzen. Es wird auch diese Umänderung der Erfindung nicht ganz die Apparate verdrängen, sondern soll als eine Ergänzung des Dauerwellens aufgefaßt werden. Viele Haare haben den Hitzeprozeß nicht vertragen. Wir denken da an die gefärbten, gebleichten, durch Witterungseinflüsse (Licht, Luft und Sonne) verdorbenen und kranken Haare. Für alle diese Haare freut sich nun der Damencoiffeur, die kalte Methode anwenden zu können, die eine absolut größtmöglichste Schonung der Haare bedeutet. Aber auch viele andere Frauen, die eine weiche, natürlich schöne Welle haben wollen, werden begeisterte Anhängerinnen der neuen Cold-Wave-Methode sein. Wir sind auch hiermit noch nicht beim Abschluß des Dauerwellens angelangt und viele weitere Methoden und Verbesserungen werden folgen. Doch verzeichnen wir einen großen Fortschritt.

Als ich Herrn Klenke spassend sagte, der größte Fortschritt wäre, wenn alle weiblichen Kinder grad mit natürlichen Locken auf die Welt kämen, lachte er, und meinte, dann müßte sicher das Gegenteil erfunden werden.

Es ist ja eine alte Tatsache, daß der Mensch mit Vorliebe an den guten Gaben der Natur herumkorrigiert, wo er kann, und so ist keine Gefahr da, daß ein schöner alter Beruf im Dienste der Hygiene und Schönheit je arbeitslos werden wird.

Ueber den Beruf der Pflegerin für Gemüts- und Geisteskranke

Vor noch nicht allzuvielen Jahren konnte der Kranke, der wegen geistiger Störungen in eine Anstalt kam, nicht erwarten, daß gerade das Pflegepersonal Verständnis für seinen Zustand habe. Die „Irrenanstalt" von ehemals bedeutete wohl eine Entlastung für die Angehörigen des Kranken, die ein finanzielles Opfer brachten, um ein „fremd" gewordenes Familienglied, mit dem man nicht mehr in der Gemeinschaft leben konnte, anderswo unterzubringen. Für den Kranken selber bedeutete die Versorgung meist eine schlimme Veränderung, indem er die Liebe seiner Angehörigen, die er bisher genossen, vermissen und täglich mit Aufsehern zusammenleben mußte, die seinen Zustand nur ungenügend oder gar nicht verstehen konnten. Wohl gelang es den Aerzten immer mehr, Geisteskranke zu verstehen und schon seit längerer Zeit traten an die Stelle des groben Zwanges Beruhigungs- und Heilmittel. Es dauerte aber lange, bis es möglich wurde, auch dem Pflegepersonal Verständnis für die Kranken zu vermitteln und Pfleger und Pflegerinnen, wie in andern Krankenhäusern, auch in Anstalten auszubilden. Wie aber auch für die Tuberkulösen die alten „Siechenhäuser" zu Heilstätten im wahren Sinne des Wortes wurden, so auch die alten „Tobhäuser" zu Heilanstalten. In diesen sind jetzt nicht mehr bloß chronische Geisteskranke, d. h. Pflegefälle, sondern die verschiedensten leichteren und heilbaren Kranken suchen heute auch die Heilanstalt auf. In einer modernen Heil- und Pflegeanstalt wird nach sorgfältig erprobten Untersuchungs- und Behandlungsmethoden eine Heilung oder oft wenigstens eine wesentliche Besserung der Gemüts- und Geisteskrankheiten erzielt, und oft gelingt es, einen Kranken, der früher seiner Lebtag in der Anstalt hätte bleiben müssen, wieder der Familie und dem Leben zurückzugeben.

In der modernen Behandlung der Gemüts- und Geisteskrankheiten spielt gerade die eigentliche Pflege durch ein verständiges und geschultes Personal eine zentrale Rolle. Die Anstalten sind deshalb auf sorgfältig ausgebildetes, intelligentes Personal angewiesen und so war es natürlich, daß sich aus diesem Bedürfnis der neue und interessante Beruf des Pflegepersonals für Gemüts- und Geisteskranke entwickelt hat. Vor allem den Bemühungen der Schweizerischen Gesellschaft für Psychiatrie und den in dieser Vereinigung zusammengeschlossenen Nervenärzten, ist es gelungen, für die Schweiz, wie in einigen wenigen andern fortschrittlichen Ländern eine allgemeine Grundlage für die Ausbildung des Irrenpflegepersonals zu schaffen und so konnte ein neuer Zweig des Pflegeberufes entstehen, dessen Interessen auch durch Berufsverbände vertreten werden. Frühestens nach zwei Ausbildungsjahren kann die Pflegerin für Gemütskranke ein theoretisches und praktisches Examen bestehen, um nach drei Dienstjahren diplomiert zu werden. Die ausgebildete Irrenpflegerin hat auch die Möglichkeit, außerhalb von Anstalten zu arbeiten und Privatpflegen zu übernehmen. Sie trägt Schwesterntracht wie die Krankenpflegerin im Spital.

Die alltägliche Arbeit einer Anstaltspflegerin ist sehr vielseitig. Eine Anstalt stellt ein kompliziertes Gebilde dar, in welchem eines ins andere greifen muß. Es ist Sache des Pflegepersonals, überall regelnd einzugreifen, bald durch Zuspruch an die Kranken, bald dadurch, daß man selber Hand anlegt. Man ist als Pflegerin in einer Heilanstalt Glied eines großen Verbandes; dieser hat in erster Linie den Charakter eines Spitals. Jede Abteilung steht unter ärztlicher Aufsicht, und das Ziel ist immer die Behandlung, die, wenn auch oft nicht eine Heilung, so doch eine Besserung erzielen kann.

Von außen gesehen, läuft eine Anstalt für Geisteskranke wie irgendein Betrieb, und an einem Anstaltsfest etwa, oder einer Dampfschiffahrt auf dem Bodensee würden Fremde nicht viel Auffälliges an der oft sehr vergnügten Gesellschaft finden. Nun hat es aber immer seine besonderen Gründe, wenn ein Mensch in einer Heilanstalt ist. Der reibungslose äußere Ablauf wird nur durch die Mühe und aufopfernde Hingabe eines jeden Gliedes der ganzen Gesellschaft erreicht. Zwar sind in einer Heil- und Pflegeanstalt nicht in erster Linie lärmende und tobende Menschen, wie man sich dies im Publikum meist vorstellt; die lärmenden und tobenden Patienten sind sogar auf der Abteilung für unruhige Kranke eher eine Ausnahme und oft bemerkt man ihre Unruhe nur während kurzer Zeit und während langer Perioden überhaupt nicht. Die Zeiten, in denen Dutzende von Patienten, in Zellen eingesperrt, brüllten und schimpften, sind vorbei. Viele Kranke einer Anstalt sind immer vollkommen still und manche sogar fleißig und arbeitsam. Solche Menschen sind vielleicht interniert, weil sie draußen z. B. immer wieder verwahrlosten und den Halt durch eine äußere Ordnung in einer Anstalt nötig haben. Andere wiederum müssen versorgt sein, weil sie das Unrecht, das jeder im Leben erleiden muß, nicht tragen können, querulieren, Behörden und Private belästigen, zwecklos prozessieren, ihr Vermögen und dasjenige ihrer Familie gefährden, oder andere Schwierigkeiten in der Gemeinschaft bereiten. Unter den in der Heil- und Pflegeanstalt immer mehr untergebrachten Fällen sind viele, die nur an wenig auffälligen Störungen leiden, die aber unter Umständen noch behandelt werden können, bevor eine ernsthafte, nicht mehr heilbare Krankheit ausbricht, und zahlreich sind die Fälle, die nur zur Begutachtung eingewiesen werden.

Gerade die so vielfältig verschiedenen Krankheitsbilder der Insassen einer Heilanstalt erfordern vom Pflegepersonal gewisse theoretische Kenntnisse darüber, was für Geisteskrankheiten es gibt und wie sich der Geisteskranke oder seelisch abnorme Mensch verhält. Daher werden den Pflegerinnen in der Anstalt Kurse erteilt über Seelenkunde und über Krankheiten der Seele, sowie über praktische Irrenpflege. Um sich solche Kenntnisse aneignen zu können, sind gewisse geistige Gaben im Sinne der Intelligenz unerläßlich. Auch muß man die Möglichkeit haben, seine geistigen Fähigkeiten zweckmäßig einzusetzen, wozu sehr gute Primarschulbildung, besser natürlich eine Sekundarschulbildung notwendig ist.

Neben den theoretischen Kenntnissen gehört aber noch viel Erfahrung und allgemeine Lebenskluglheit dazu, um Geisteskranke leiten zu können, ohne daß sie sich fortzu aufregen und um im Umgang mit ihnen das zu vermeiden, was ihnen schadet. Bald muß man das Hauptgewicht auf die Disziplin legen, bald ist Ermunterung am Platz, bald wieder muß man besänftigend einwirken. Ebenso ist es nicht einfach, den Kranken die richtige Arbeit zuzuweisen, etwa im Nähsaal, im Garten, in der Gemüseküche, bei den Hausgeschäften usw. Ja, es ist ein ganzes Problem, gewisse Kranke überhaupt schon zu den einfachsten Arbeiten zu bringen. Andere Kranke können überhaupt nicht mehr arbeiten, viele sind bettlägerig und pflegebedürftig.

So führen die Gemütskrankheiten nicht selten dazu, daß die Patienten bettlägerig werden und daher wie körperlich Kranke zu behandeln sind. Auch sonst gibt es in einer Anstalt immer Kranke, die körperliche Leiden haben, so daß eine Irrenpflegerin ebenfalls in der Krankenpflege ausgebildet werden muß. Wie eine Krankenpflegerin erhält sie auch Kurse über den Bau und die Funktion des menschlichen Körpers und über die Lehre von den körperlichen Krankheiten und deren Behandlung. Die Ausbildung in Krankenpflege und das Examen, das auch auf diesem Gebiete bestanden werden muß, ist dergestalt, daß eine Irrenpflegerin, auch wenn sie später den Beruf aufgibt, den üblichen Aufgaben, die in bezug auf Krankenpflege an sie gestellt werden könnten, gewachsen sein wird.

Zahlreiche Vorurteile verhindern viele junge Menschen, welche die Fähigkeit hätten, Irrenpflegerinnen zu werden, daran, sich diesem Beruf zu widmen. Wohl trifft es zu, daß der Beruf sowohl in körperlicher wie in seelischer Beziehung eine Belastung darstellt; wir sind aber nicht auf der Welt, um es möglichst bequem zu haben, und unsere Fähigkeiten werden nur ausgebildet, wenn wir uns große und schwierige Aufgaben stellen. Geisteskrankheiten sind nicht ansteckend; und eine Gefahr, daß man bei der Pflege Gemütskranker selber krank werde, besteht sicher nicht, da es sich fast durchwegs um Krankheiten handelt, für deren Entstehung eine erbliche Anlage Voraussetzung ist. Auch sonst bestehen gegen die Anstalten für Gemütskranke im Volk mannigfaltige Vorurteile, die zum Teil aus der Geschichte dieser Anstalten verständlich sind, zum Teil auch damit in Zusammenhang stehen, daß leider immer noch viele gemütskranke Menschen unheilbar sind. Vor allem aber entstehen die Vorurteile dadurch, daß die heutigen Menschen nicht mehr wie früher daran gewöhnt sind, bei ihren alltäglichen Verrichtungen mit Menschen zusammenzustoßen, die geisteskrank, idiotisch, krüppelhaft oder in anderer Weise schwer abnorm sind. So haben sie im Zusammenleben und durch ihre Schwäche wenigstens zur geistigen Gesundheit und Zufriedenheit anderer beigetragen. Heute dagegen versorgt man solche Leute in den Anstalten, was in einem geordneten Staat sicher richtig und notwendig ist, aber man hat dann, wie übrigens vor allem, was man nicht kennt, Angst vor ihnen.

Nun ist es aber sicher so, wie ein großer Dichter geschrieben hat, daß unglückselige Verhältnisse in einem geheimnisvollen Zusammenhang mit Gemütskrankheiten stehen, und unglückselige Verhältnisse trifft man, obschon die Gemütskranken in Anstalten versorgt sind, heutzutage überall und immer wieder an. So ist es durchaus kein Schaden, sondern im Gegenteil von Nutzen, wenn auch heute die Kenntnis der Gemütskrankheiten und ihrer Folgezustände im alltäglichen Leben verbreitet wird. Durch die Pflege Gemütskranker erwirbt man sich daher auch ein gehöriges Maß von Lebenserfahrung und Geschicklichkeit im Umgang mit andern Menschen, und zwar auch mit Gesunden, und man lernt gerade unglückselige Verhältnisse, in die jedermann in seinem Leben auch ohne alle Schuld geraten kann, bemeistern.

Vor allem aber ist zu bedenken, daß die Art einer Arbeit, die ein Mensch ausführt, weitgehend für seine Zufriedenheit und für sein persönliches Glück verantwortlich ist. Je mehr er durch diese Arbeit andern etwas sein kann und ihnen etwas bedeutet, umso zufriedener ist er, auch wenn ihm das Schicksal, wie jedem Menschen, nicht alle Hoffnungen und Wünsche erfüllt. Gerade in der Irrenpflege ist reichlich Gelegen-

Einigkeit macht stark

Das Schweiz. Wirtschaftliche Volksblatt, Organ des Schweiz. Detaillistenverbandes, beginnt eine energische Aktion für das Frauenstimmrecht. Es bringt die sehr guten Bilder der beiden Rednerinnen im Zürcher Kantonsrat, und fordert alle Leserinnen des Volksblattes, und durch einen freundlichen Brief an die Redaktion des Schweiz. Frauenblattes, auch unsere Leserinnen auf, durch ihre Unterschrift zu bezeugen, ob sie dafür oder dagegen sind. In einer klugen Zusammenstellung faßt es die Gründe pro und contra zusammen und bittet auch uns, recht fleißig den untenstehenden Stimmzettel zu benützen. Es schreibt dazu: Uns interessiert jede Antwort, ob dafür oder dagegen, protestantisch oder katholisch, verheiratet, jung oder alt —! Also frisch voran, und Stimmzettel einsenden: Als Drucksache in offenem Briefumschag mit 5 Rappen frankiert an das **„Schweiz. Wirtschaftliche Volksblatt", Postfach Transit, Bern.**

Stimmzettel

für die Frauenabstimmung des „Schweiz. Wirtschaftlichen Volksblattes"

Soll die Schweizer-Frau das Stimmrecht erhalten?

Ja **Nein**

Nichtzutreffendes streichen!

Name und Vorname: _____

_____

Zivilstand: _____
(ledig, verheiratet)

Beruf: _____

Adresse: _____

Kochfest Viola
seit 35 Jahren bewährt.

Segen der Nacht

Meine Seele fliegt der Nacht entgegen,
wo sie, müde von des Tages Lasten,
sich zur Ruhe niederlegen
kann — und endlich rasten.

Stillen Dankes voll zieht sie nun ein
in dem alten, ewgen Weltendunkel,
mild erhellt vom Mondenschein,
fernem Sterngefunkel.

Einer wundersamen Blume gleich,
strahlend in der tiefen Mitternacht,
meiner Seele Eigenreich
ist nun aufgewacht.

Marie Naef-Zwygart

Ueber Anstand und Anstandsbücher vor 70 Jahren

Bücher, die den Bildungsbeflissenen darüber aufklären, wie er sich in Gesellschaft zu verhalten hat, sind beinahe so alt wie die Gesellschaft selbst. Eigentlich aufgekommen sind sie aber erst im letzten Jahrhundert, zusammen mit einer eigentümlichen Unsicherheit der Kultur, einer Sehnsucht nach gehobener Lebensform, weil man die eigene schwanken fühlte. Hatte doch die allgemeine Prosperität dieses „goldenen Zeitalters" sogar den bescheidensten Bürger dazu verleitet, seinem Wohlstand durch ein verschnörkeltes Haus mit angeklebten Türmchen und Erkern Ausdruck zu verleihen, seinen Reichtum durch pompöse Torbogen und gußeiserne Gartengitter zu manifestieren. Wie aber, so mochte sich der plötzlich reich Gewordene unbehaglich fragen, wie benahm man sich in so einem verpflichtenden Hause drin, wie empfing man Besuche und wie kleidete sich die Dame und wie wurde ein Gespräch geführt?

Um alle diese Fragen zu beantworten, produzierte damals der Büchermarkt „Handbücher des guten Tones und der feinen Lebensart" in Riesenauflagen, und die Verleger verdienten massenhaft dabei. Heute aber bilden diese Gesetzbücher einer vergangenen Zeit den hoffnungslosen und anhänglichsten Grundstock jedes bouquinisten: „Der gute Ton — für zwanzig Rappen!"

Auf dem Titelbild sitzen sich ein fächerspreizendes Fräulein und ein wohlfrisierter Herr der Siebziger Jahre höflich gegenüber, Musterexemplare guter Erziehung, die man sich auch „durch Selbstunterricht und in aller Diskretion" verschaffen könne, wie die Verfasserin tröstend versichert. Sie versichert ein bißchen viel, und ihre Worte über die Pflichten der jungen Dame werden einem fast unheimlich: „Die Tochter", heißt es sehr bestimmt, „die Tochter soll der Sonnenschein des Hauses sein. Sie soll der Mutter rechte Hand und des Vaters Gehilfe sein, und ihre kleinen Talente stelle sie freudig in den Dienst des Hauses. Ordentlich und sauber in ihrem Aeußern, sei sie eine Augenweide der Eltern. Nie erlaube sie sich eine Nachlässigkeit, wie das Erscheinen zum Frühstück mit unfrisiertem Kopf oder stundenlanges Schmökern auf dem Sofa..." Wenn diese arme Tochter sich jedoch nicht verheiraten konnte, blieb sie ihr Leben lang Tochter, amtete ewig als „Mutters rechte Hand" und spielte noch mit vierzig Jahren Sonnenschein — grauhaarige Augenweide!

Auch über das Schminken werden noch sehr konservative Ansichten geäußert: „Wenn ich und mit mir alle gebildeten Menschen etwas verdammen, so ist es das Schminken. Eine wirklich vornehme Dame wird lieber mit blassem Teint an einen Ball gehen als sich und andere durch Auflegen von Schminke zu belügen. Lieber eine Kur, wobei die Diät eine Rolle spielt, als sich mit den Requisiten der Scheinwelt behelfen. — Was die Perücke anbetrifft, so ist sie in einem Fall, wo Krankheit uns den Haarschmuck raubte, besonders bei Damen erlaubt, sogar geboten, denn wir haben die Verpflichtung, uns den Mitmenschen nicht abstoßend, sondern anziehend zu zeigen. Das Haarfärben hingegen ist zu vermeiden, denn es ist ein Betrug, der sich rächt."

Es müßte interessant sein, ein junges Mädchen von heute in jene zartbesaitete und so finanzüchtige Zeit zurückzuversetzen. Wir vergessen immer wieder, welche Freiheiten und Möglichkeiten uns heute gegeben sind, die den Frauen jener Zeit als absolut unvorstellbar erschienen — waren die Mädchen doch so lange wie möglich „im Zustand ihrer natürlichen, unberührten Anmut und Unwissenheit" zu belassen, und die Verfasserin erlaubt nur vorsichtig den Sport des Eislaufs, und bloß wenn die Eltern am Ufer promenierten und mindestens wenn zwei Mädchen zusammen hingingen. Die Toilette sei ein elegantes Straßenkostüm mit Hut und Schleier.

Auch unter Picknick pflegen wir uns heute etwas anderes vorzustellen als damals üblich, bleibt es uns doch unweigerlich mit Sardinenbüchsen, Butterbroten und schwitzendem Schachtelkäse verbunden, mit Nagelschuhen und Sonnenhitze. Oder mühen wir uns wie jene Generation um „Gelees-Schüsseln, Heringssalat und Torten", schleppen wir Weingläser und Bowlenschalen mit? Tragen wir auch ein „elegantes Sommerkostüm mit spitzenbesetztem Sonnenschirm, chic, oder wie man jetzt sagt, voll cachet, Hut und mittelfarbene Handschuhe"? Für die Herren sei der Gehrock nicht mehr passend.

Dies ist ein Trost: Daß von den Männern noch viel mehr komplizierte Höflichkeit verlangt wurde, eine politesse, die kaum zu überbieten ist. Diese Anstandsbesuche und Antrittsvisiten, diese verschiedenartigen Visitkarten, diese Lehre vom Händeschütteln: „Die Hand der Dame wird für einen angenehmen Moment lang gehalten, ohne jedoch gedrückt oder gar geschüttelt zu werden, und man soll sie mit einer raschen und entschiedenen Bewegung wieder loslassen." Auch sei der Zylinder bei der Visite neben sich auf den Boden zu stellen, niemals aber unter den Stuhl oder auf den Tisch. Bricht der Herr auf, darf er den im Zimmer Zurückbleibenden keinen Moment den Rücken zukehren, sondern soll noch unter der Tür eine gutplacierte Verbeugung machen.

Jene betriebsame und kulturhungrige Zeit, was hatte sie für Sorgen! Heute erscheinen sie uns lächerlich, so lächerlich wie unsern Enkeln einmal die Briefkastenrubriken in den Wochenblättern, so lächerlich wie die Horoskope und unsere Anstandsbücher, die zwar vorgeben, nüchtern und sachlich wie wir selber zu sein, im ganzen aber auch einem romantischen Idealbild nacheifern. War das alte Anstandsbuch von Frankreich beeinflußt, so ist in dem heutigen eine Tendenz nach England hin zu verspüren — nicht zuletzt durch die vielen englischen und amerikanischen Filme, wo die Leute scheinbar immer im rechten Momente wissen, was man von ihnen erwartet. Wie wird es in wiederum siebzig Jahren sein?

uhu.

Welt gebolen, andern Menschen zu helfen, und dies sogar auch dann noch, wenn alle andern sie in dieser oder jener Form aufgegeben haben, wenn sie aus der gewöhnlichen Gemeinschaft mit andern entfernt werden mußten. Solche Menschen sind meist trostlos einsam. Sie fühlen sich unverstanden und verlassen, und die Anstalt ist oft der einzige Ort, und die Menschen in der Anstalt auch oft die einzigen Menschen, zu denen sie noch in einer inneren Beziehung stehen und die ihnen wenigstens einen kleinen Halt geben. Freilich darf man sich nicht vorstellen, man werde für das, was man solchen Menschen tut, durch große Dankbarkeit belohnt. Gemütskranke können ihre Gefühle oft überhaupt nicht mehr äußern und oft verwandeln sich ihre Gemütsäußerungen in das Gegenteil von dem, was eigentlich am Platze wäre, so daß die Pflege Gemütskranker immer auch eine sehr entsagungsvolle Tätigkeit ist, die aber entsprechend mehr zur eigenen inneren Reife beiträgt. Wer aber richtig eingestellt ist, wird im Beruf der Irrenpflege sehr viel Befriedigung finden können.

R. K.

Die andere Seite vom Familienschutz

H.C.-O. Die große Volksabstimmung über den Familienschutzartikel ist nun zwar vorüber, und das Ergebnis war ein erfreulich Positives, aber diese Tatsache darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß nun die eigentlichen Schwierigkeiten erst anfangen.

Der Erfolg der Abstimmung hängt ganz davon ab, ob die daraus resultierenden Gesetze auch in der Art formuliert werden, daß sie vom Souverän angenommen werden können.

Es besteht wohl kaum ein Zweifel darüber, daß der erste Teil der Vorlage, welcher sich mit der Familienzulage befaßt, der Umstrittenste war; und zwar ist der heikelste Punkt: die Finanzierung. Viel mehr noch als bei der Altersversicherung gilt es hier, einen sauberen, sozialethischen Weg zu finden, um die nötigen Mittel aufzubringen. Das wird nun die Sache einer Finanzkommission sein, und das Volk kann hier nur versuchen, durch immer wiederholte Aeußerung seiner diesbezüglichen Wünsche und durch lebhafte Diskussion seinen Anteil am Gelingen solcher Aufgaben beizutragen. Die Gelegenheit zu derartiger Mitarbeit ist außerordentlich günstig, da sozialpolitische Probleme heute eine sehr breite Grundlage haben und eigentlich jeden angehen.

Die Hauptsache bei der Behandlung aller solcher Angelegenheiten ist nun aber nicht nur, daß die Sache irgendwie finanziert wird, sondern es muß unter allen Umständen erreicht werden, daß auch die moralischen Verpflichtungen, die eine derartige Politik für den Einzelnen mit sich bringt, ganz klar erfaßt werden. Wo das Verantwortungsbewußtsein fehlt oder nur in ungenügendem Maße vorhanden ist, nützt eine finanzielle Hilfe nicht viel. Es ist nicht immer nur das mangelnde Geld die Schuld allen Elends, sondern es hängt auch sehr viel davon ab, wie der Einzelne seine Mittel verwaltet und wie er sich zum Leben einstellt.

Wenn unsere jungen Töchter, kaum sind sie der Schule entwachsen, in die Fabriken strömen, um möglichst bald Bargeld zu verdienen, obwohl sie damit oft den Unternehmern nur billige Arbeitskraft liefern, dann ist das ein Fehler, der sich später vielleicht sehr zum Nachteil unserer Volkswirtschaft auswirkt. Denn keine Frau sollte einen Hausstand gründen, ohne auch die Verantwortung dafür übernehmen zu können, daß sie imstande sei, einen solchen zu leiten. Die Dienstmädchennot ist so groß, daß es an Möglichkeiten, zur Erlernung dieser Aufgaben nicht fehlen dürfte.

Wo es sonst auch oft an Verantwortungsbewußtsein fehlt, das ist bei der Bevölkerungspolitik. So sehr es zu begrüßen ist, daß gesunde Familien für gesunden Nachwuchs besorgt sind, so verhängnisvoll kann es werden, wenn seelisch und geistig krankhaft veranlagte Ehepaare zahlreiche Kinder haben, die dann nicht in den Genuß der für sie nötigen Erziehung kommen können.

Aber auch gesunde Eltern, welche die wirtschaftlichen Voraussetzungen für eine große Familie nicht erfüllen können, sollten es sich überlegen, ob sie nicht vielleicht lieber drei Kinder mit einigem Erfolg auferziehen wollen, anstatt deren sechs, die dann jedes einzeln unter der großen Geschwisterzahl leiden müßten.

Wohlgemerkt, diese Ueberlegung geht nicht vom finanziellen Standpunkte, sondern vom Fähigkeitsgedanken aus.

Was hier dargelegt worden ist, das ist der Niederschlag von Gehörtem und Gesehenem im Laufe inoffizieller Diskussionen rund um den Familienschutzartikel.

In diesem Sinne am Staatsausbau mitzuarbeiten, danach sollten die Schweizerfrauen trachten, wenn sie dann einmal dazu aufgerufen werden; denn das ist Politik, die unserem Wesen entspricht.

Kleine Rundschau

400 000 Tonnen Lebensmittelpakete. Im Laufe des Krieges hat das Internationale Komitee vom Roten Kreuz 32 640 000 Lebensmittelpakete befaßt, der Umfrittenste war; und zwar ist der heikelste Punkt: die Finanzierung. Viel mehr noch als bei der Altersversicherung gilt es hier, einen sauberen, sozialethischen Weg zu finden, um die nötigen Mittel aufzubringen. Das wird nun die Sache einer Finanzkommission sein, und das Volk kann hier nur versuchen, durch immer wiederholte Aeußerung seiner diesbezüglichen Wünsche und durch lebhafte Diskussion seinen Anteil am Gelingen solcher Aufgaben beizutragen. Die Gelegenheit zu derartiger Mitarbeit ist außerordentlich günstig, da sozialpolitische Probleme heute eine sehr breite Grundlage haben und eigentlich jeden angehen.

Die Hauptsache bei der Behandlung aller solcher Angelegenheiten ist nun aber nicht nur, daß die Sache irgendwie finanziert wird, sondern es muß unter allen Umständen erreicht werden, daß auch die moralischen Verpflichtungen, die eine derartige Politik für den Einzelnen mit sich bringt, ganz klar erfaßt werden. Wo das Verantwortungsbewußtsein fehlt oder nur in ungenügendem Maße vorhanden ist, nützt eine finanzielle Hilfe nicht viel. Es ist nicht immer nur das mangelnde Geld die Schuld allen Elends, sondern es hängt auch sehr viel davon ab, wie der Einzelne seine Mittel verwaltet und wie er sich zum Leben einstellt.

Wenn unsere jungen Töchter, kaum sind sie der Schule entwachsen, in die Fabriken strömen, um möglichst bald Bargeld zu verdienen, obwohl sie damit oft den Unternehmern nur billige Arbeitskraft liefern, dann ist das ein Fehler, der sich später vielleicht sehr zum Nachteil unserer Volkswirtschaft auswirkt. Denn keine Frau sollte einen Hausstand gründen, ohne auch die Verantwortung dafür übernehmen zu können, daß sie imstande sei, einen solchen zu leiten. Die Dienstmädchennot ist so groß, daß es an Möglichkeiten,

Neutralität oder Solidarität?

Die Schweizerische Zentralstelle für Friedensarbeit gibt eine interessante kleine Schrift unter obigem Titel heraus, die über die Frage, ob die weitere Neutralität der Schweiz möglich und wünschbar sei im großen Zusammenschluß der Nationen, orientieren will. Da die Meinungen hierüber sehr geteilt sind, ist es wichtig, die Begründung der beiden Standpunkte kennen zu lernen.

Die Schrift ist für 60 Rp. und zum Partienpreis ab 10 Exemplare zu 45 Rp. durch das Sekretariat der Schweizerischen Zentralstelle für Friedensarbeit, Gartenhofstraße 7, Zürich 4, zu beziehen.

Schweizerisches Jugendschriftenwerk (SJW)

SJW-Heft Nr. 220: „Aus Heinrich Pestalozzis Jugendzeit“, v. Prof. H. Stettbacher. Zum 200. Geburtstag Pestalozzis gibt das Schweizerische Jugendschriftenwerk ein Gedenkheft heraus, das die Jugendjahre des großen Erziehers trefflich schildert. Der stilistisch schöne und einfache Text gibt zudem ein anschauliches Bild vom politischen und kulturellen Leben der Stadt Zürich aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die lebendig geschriebene Erzählung mit den zahlreichen interessanten Zusammenhängen aus Pestalozzis Jugendzeit möge recht viele Schüler und Schülerinnen erfreuen, anspornen und belehren.

Das 500 000. SJW-Heft im Jahre 1945

Das Schweizerische Jugendschriftenwerk kann eine erfreuliche Mitteilung machen: Der Jahresumsatz 1945 stieg erstmals auf mehr als eine halbe Million Exemplare. Dieses schöne Resultat bringt wohl am besten zum Ausdruck, daß immer mehr SJW-Hefte den Weg zu ihren jugendlichen Lesern finden.

Berichtigung

Die Berichterstattung über die Jahresversammlung des Verins Mütterhilfe in Zürich in Nr. 2 des Frauenblattes enthält einige Ungenauigkeiten, die wir hier kurz richtigstellen möchten. 1. Unsere Jahresfrequenz beträgt nicht 180—250 Fürsorgefälle, wie dort angegeben, sondern zu den stets laufenden 180—250 Fällen sind im Berichtsjahr weitere 600 Neumeldungen hinzugekommen, was eine Jahresfrequenz von rund 800 werdenden Müttern ergibt, die in 2000 Sprechstunden beraten worden sind. — 2. Liegt es uns daran, zu betonen, daß wir Beratungsstelle und erst in zweiter Linie Unterstützungsinstitution sind. — 3. Unsere Mütterrenten kommen so wenig wie die im gleichen Abschnitt genannte Mutterschaftsversicherung „erschöpften oder alten Müttern“ zugute, sondern helfen berufstätigen jungen Müttern, die unter finanziellen Schwierigkeiten ein Kind erwarten.

Veranstaltungen

Zürich. Lyceumclub. Eröffnungsfeier der Ausstellung Blumen und Portraits von Frau Clementine Stockar-Escher (1816—1886). Sonntag, 10. Februar 1946, punkt 10.45 Uhr.
Programm: Liszt: Sposalizio; Chopin: Impromptu und Fantasie in cis-moll, am Flügel: Hans Rind, Winterthur; Schumann: 2 Sätze aus dem Streichquartett in A-dur. Ausführende: Dr. P. Neumann, E. Sarauw, K. Rynert, M. Froehner. Die Begrüßungsworte spricht Frau Ella Rind-Schindler, die Urenkelin der Malerin.
Es wird ein Eintrittspreis von Fr. 2.20 erhoben, der für den Hilfsfonds des Lyceumclubs Zürich bestimmt ist.

Zürich: Lyceumklub, Rämistr. 26, Montag, 11. Februar, 17 Uhr: Literarische Sektion. „Franz Werfel“. Vortrag mit Rezitationen. Hanna Neuweiler-Kohler aus Bern. Eintritt Fr. 1.50.

Bern: Frauenstimmrechtsverein Bern. Gedenkfeier zu Ehren von Frl. Emilie Gourd, gestorben den 4. Januar 1946. Samstag, den 9. Februar 1946, 16 Uhr, im Erzeum, Amthausgasse 5. Es werden sprechen: Frau Dr. A. Debrit, Frl. Dr. A. L. Grütter, und Frl. A. Müriset wird aus Werken von Frl. Gourd vorlesen. Diese Gedenkstunde wird von Musik umrahmt sein.

Am 11. Februar, 20 Uhr, veranstaltet der Frauenbund in der Aula des Progymnasiums einen Vortrags- und Diskussionsabend über die Alters- und Hinterbliebenenversicherung mit Herrn Dr. Sager als Referenten.

Frauenfeld: Thurgauischer Verband für Staatsbürgerliche Frauenarbeit. Donnerstag, den 14. Februar 1946, 7.45 Uhr abends, im Volkshaus „Helvetia“, Vortrag von Fräulein Marta Schüepp: Pestalozzi und die Frauen.

Radiosendungen für die Frauen

sr. „Für die Hausfrauen“ werden Montag, den 11. Februar, um 13.30 Uhr, folgende Kapitel behandelt: „Weitere Ratschläge zur Fleckentilgung. — Noch bessere Restenverwertung in der Küche. — Von Salz und Wasser in unserer Nahrung“. In der Sendung „Notiers und probiers“ hört man Donnerstag, den 14. Februar, um 13.30 Uhr, Interessantes über: „Wie vermeidet man Kochgeriüche? — Kann man Siegelackflekken entfernen? — Das neue Rezept“. Schließlich sprechen Freitag, den 15. Februar, um 17.45 Uhr, Verena Geßner und Hans Foehringer in der „Frauenstunde“ über „Das akademische Studium“. Es werden „Studentinnen-Probleme“ und der „Werkstudent“ behandelt.

Redaktion

Frau El. Studer v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69.

Verlag

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich)

Unverlangte Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion.

Ihr Heim im Mai im Blütenschmuck?

Ja, wenn sie jetzt Begonienknollen pflanzen!

Begonien gehören zu den dankbarsten Dauerblühern. Vom Mai bis zum Frosteintritt strahlen die lebhaften Farben der vielfältig geformten Blüten Wärme und Frohmut selbst in schattigen Lagen aus, dort, wo andere Blumen kaum gedeihen.

	10 Stück	50 St.
Gefüllte riesenblumige*	Fr. 4.50	20.50
Gekrauste riesenblumige*	Fr. 4.50	20.50
Einfache riesenblumige*	Fr. 4.50	20.50
*In vielen Farben und gemischt		
Rosenknospe, gefüllt, extra groß	Fr. 4.20	19.—
Reichblühende Miniatur-Begonien, herrliche Farben	Fr. 5.60	9.— 25.50 41.—

Hängebegonien in Weiß, Rosa, Scharlach, Gelb, Orange oder gemischt. Die zierlich herabhängenden Stiele sind dicht besetzt mit leicht gefüllten Blüten. Ganz vorzüglich für Fenstergesimse und Balkone.
10 Stück Fr. 4.40 50 Stück Fr. 20.—

Kulturanleitung sowie Torfmull zum Antreiben gratis.

Mauser's „Ratgeber für den Gartenfreund“ ist erschienen. Er enthält nebst vielen guten Ratschlägen, 100 farbigen Bildern, ein großes Sortiment von schönsten Begonien- und Gladiolenknollen-Sorten.
Verlangen Sie ihn noch heute gratis.

Besitzen Sie schon einen meiner herrlich blühenden Amaryllis? Jetzt ist es noch Zeit zum Einpflanzen!

Samen-Mauser
Rathausbrücke / Zürich

Unmöglich!

daß es noch Haushaltungen gibt ohne

Dampfkochtopf „Securo“

Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!

SCHWABENLAND & CIE AG. ZÜRICH
Näschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE 50

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70

Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Daheim Bern Zeughausgasse 13

Alkoholfrei geführtes Haus. Gute Küche
Preiswerte Mahlzeiten. Freundl. Hotelzimmer. Sitzungszimmer. Tel. 2 49 29

Ernst
„Guets Brot“
„Feini Guetzli“

Seefeldstraße 119	Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212	Tel 24 57 44
Forchstraße 37	Tel 32 09 75
Zollikon, Dufourplatz	Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1	Tel. 23 12 72

forster SPORT
ZÜRICH
Theaterstraße 16
vis-à-vis Urbankino
Telephon 24 48 77

SKI
Ausrüstungen
Ergänzungen
Reparaturen
fachgemäß u. reell

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. GERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Wäsche nach Gewicht

das einfachste für die Hausfrau.
Schonendste Behandlung bei billigster Berechnung.
Tadellose Ausrüstung ihrer Wäsche

Waschanstalt M. Trottmann, Winterthur
Wiesenstr. 3, Tel. 2 16 52, Ablage Badgasse 2 16 42

40 JAHRE MERKUR-QUALITÄT

Sitzmöbel und Tische

der
A.-G. Möbelfabrik Horgen-Glarus
in Horgen

Bei allen guten Möbelgeschäften erhältlich.

Hans Fäh
GLASHALLE RAPPERSWIL
das
Spezialgeschäft
der
Hausfrau

OFFENE STELLEN

Die Direktion der Heil- und Pflegeanstalt Münsterlingen (Thg.), sucht junge Mädchen, die Freude hätten, eine Lehre als

Nervenpflegerin

zu absolvieren. Kostenlose praktische und theoretische Ausbildung. Anfangsgehalt Fr. 120.— bei freier Station. Mindestalter 20 Jahre. Anmeldungen mit Zeugnissen und Lebenslauf sind an die Direktion der Anstalt zu richten.